

I Problemkonstellationen wirtschaftsethischer Diskurse

1. Zur Abgrenzung von deskriptiver und normativer Wirtschaftsethik

Der Begriff „Wirtschaftsethik“ ist uneindeutig und häufig Gegenstand kontroverser Debatten. In systematischer Hinsicht lässt sich grundlegend zwischen Formen einer deskriptiven und einer normativen Wirtschaftsethik unterscheiden. Während es der normativen Wirtschaftsethik darum geht, ethische Maßstäbe zur Beurteilung und zur Gestaltung der wirtschaftlichen Entwicklung zu gewinnen, fragt die deskriptive Wirtschaftsethik einerseits nach den Konsequenzen eines bestimmten Ethos für die wirtschaftliche Entwicklung und untersucht andererseits, welche ethischen Wirkungen von den jeweils bestehenden wirtschaftlichen Ordnungen ausgehen.¹

Das klassische Beispiel einer deskriptiven wirtschaftsethischen Analyse ist Max Webers Schrift „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“², welche die Kulturbedeutung der Religion im Prozess der Herausbildung der okzidentalen Rationalität und deren Konsequenzen für wirtschaftliches Handeln analysiert. Im Rahmen dieser Studie versuchte Weber, auf der motivationalen Ebene eine „Wahlverwandtschaft“ zwischen calvinistisch-puritanischem Gedankengut und der Mentalität des aufstrebenden Bürgertums nachzuweisen, indem durch ein religiös begründetes Berufsverständnis und die Haltung der „innerweltlichen Askese“³ die bürgerliche Lebensweise wesentlich geprägt und legitimiert worden sei. Diese bis heute heftig umstrittene These hat sofort eine intensive Diskussion ausgelöst⁴, welche nach der Bedeutung und den Grenzen von religiös geprägten Dispositionen und Mentalitäten im Vergleich zu den materiellen Produktionsfaktoren gefragt und dabei insbesondere die von Weber behauptete dynamisierende Funktion der Religion in der Gesellschaftsentwicklung problematisiert hat.⁵ Unabhängig von der Beantwortung dieser Frage sind die von Weber aufgewiesenen Forschungsperspektiven bis in die Gegenwart von Belang und weiter verfolgt worden, etwa wenn nach der Bedeutung religiöser Einstellungen im Blick auf die Generativität, die Steuermoral oder die Korruptionsanfälligkeit gefragt wird.⁶

Auch die alternative Perspektive einer deskriptiven Zuordnung von Wirtschaft und Ethik findet sich bereits in Webers Studie über die protestantische Ethik, wenn Weber gegenwartsdiagnostisch eine weitgehende Verdrängung religiöser und berufsethischer Einstellungen durch den etablierten Kapitalis-

mus herausstellte. Dieser habe einen „mächtigen Kosmos der modernen, an die technischen und ökonomischen Voraussetzungen mechanisch-maschineller Produktion gebundenen Wirtschaftsordnung“ geschaffen, der die Lebenshaltung aller Menschen „mit überwältigendem Zwange bestimmt“, sodass diese technisch-ökonomische Ordnung wie ein „stahlhartes Gehäuse“ mit „unentrinnbarer Macht über den Menschen, wie niemals zuvor in der Geschichte“, herrsche.

Zurückhaltender und ohne die bei Weber aufweisbaren kulturkritischen Untertöne⁸ hat der französische Soziologe Emil Durkheim den Einfluss der modernen wirtschaftlichen Entwicklung auf das Ethos von Gesellschaften bestimmt, und mit Hilfe der Unterscheidung von „mechanischer“ und „organischer Solidarität“ die Möglichkeiten einer wertevermittelten Integration moderner Gesellschaften aufzuzeigen versucht.⁹

Die beiden grundlegenden Formen der deskriptiven Analyse der Wechselwirkungen zwischen Ökonomie und Ethik sind somit von Klassikern der Soziologie erarbeitet worden, wobei sich jeweils die Zuspitzung auf religionssoziologische Fragestellungen in besonderer Weise als fruchtbar erwiesen hat. Religiös geprägte Mentalitäten haben einerseits bis in die Gegenwart nachhaltigen Einfluss auf wirtschaftliches Handeln, wie auch andererseits dominante Formen gesellschaftlicher, speziell ökonomischer Entwicklungsprozesse Transformationen des religiösen Verhaltens bewirken.¹⁰

Im Unterschied zu den deskriptiven Fragestellungen, die vornehmlich Gegenstand soziologischer und historischer Analysen sind, soll im Folgenden die normative Perspektive der Wirtschaftsethik thematisiert werden. Spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts setzten – wenngleich der Begriff „Wirtschaftsethik“ zunächst nicht gebräuchlich war¹¹ – Debatten über die Möglichkeiten ethischer Beeinflussung und Gestaltung wirtschaftlichen Handelns ein. Diese normative Fragestellung weist auf die historische Ausgangssituation der modernen Wirtschaftswissenschaften zurück, da Adam Smith, der Begründer der Nationalökonomie, sich wesentlich als Moralphilosoph verstand.

2. Der Prozess der Emanzipation der neuzeitlichen Ökonomik von der Tradition der Moralphilosophie

Adam Smith wusste sich der Tradition der klassischen Moralphilosophie zugehörig, welche sich – bereits bei Aristoteles angelegt – in die drei Bereiche der Politik, der Ökonomik und der Ethik untergliederte. Dementsprechend veröffentlichte Adam Smith die ethische Schrift „Theorie der ethischen Gefühle“ (1759), das zum Klassiker gewordene nationalökonomische Werk „Der Wohlstand der Nationen“ (1776) und er hielt darüber hinaus Vorlesungen über Bereiche der Politikwissenschaft. Somit ist bei Smith biographisch die traditio-

nelle Integration von Politik, Ökonomik und Ethik innerhalb der Moralphilosophie noch gewahrt. Gleichzeitig hat er durch sein nationalökonomisches Werk den wesentlichen Anstoß zur selbständigen Entwicklung der Wirtschaftswissenschaft gegeben, welche sich sehr schnell von der Einbindung in die Moralphilosophie gelöst hat.

Der Prozess der Emanzipation der Wirtschaftswissenschaft aus der Tradition der Moralphilosophie beginnt somit bereits, wie im Folgenden skizziert wird, bei Adam Smith. Diese These lässt sich im Vergleich seiner beiden Hauptwerke zumindest hinsichtlich wichtiger Akzentsetzungen belegen, wie ein Vergleich der Thematisierung des Selbstinteresses in der „Theorie der ethischen Gefühle“, in der Smith auf der Grundlage seiner deistischen Grundüberzeugungen¹² seine Moralphilosophie entfaltet, mit dem nationalökonomischen Werk „Wohlstand der Nationen“ zeigt. Das Selbstinteresse ist nach Smith das zentrale Axiom sowohl der Ethik wie der ökonomischen Wissenschaft¹³, wobei Smith im Rahmen der beiden Perspektiven versucht hat aufzuzeigen, auf welche Art und Weise eigennütziges Verhalten – unabhängig von den jeweiligen individuellen Zwecksetzungen – für die Allgemeinheit positive Wirkungen entfalten kann.

Smith verstand das Selbstinteresse als natürliches Gefühl oder Motiv des Menschen, das als eine „unveränderliche Tatsache der Natur“¹⁴ zu berücksichtigen ist. Das Selbstinteresse, das nach Smith als das Leitmotiv für jeden Leistungswillen im wirtschaftlichen Handeln anzusehen ist, muss deutlich von der Selbstsucht bzw. dem Egoismus, welche als ein Übermaß des Selbstinteresses zu verstehen sind, unterschieden werden. Diese Unterscheidung markiert die grundlegende Differenz zwischen Smith und Bernard de Mandeville. Während Mandeville explizit die Laster moralphilosophisch zu rechtfertigen versuchte¹⁵, betonte Smith in seiner Moralphilosophie die soziale Einbettung des Selbstinteresses dergestalt, dass jeder Einzelne, der sich, um seine Existenz zu sichern und seine Wohlfahrt zu steigern, eigennützig verhält, gleichzeitig das Ziel zu verfolgen hat, Rücksicht auf seine Mitmenschen zu nehmen, um seine Stellung und Anerkennung in der Gemeinschaft zu stabilisieren. Diese Rücksicht auf die Mitmenschen, welche Smith als den natürlichen Impuls des Mitgefühls bzw. der Sympathie interpretierte, ist als kontrollierende Schranke des Selbstinteresses zu verstehen und bildet im Rahmen der Smith'schen Moralphilosophie die unabdingbare Kehrseite der Würdigung des Selbstinteresses.¹⁶

Das Verfolgen des Selbstinteresses und die Rücksichtnahme auf die Gefühle der anderen waren für Smith nichts anderes als eine Umschreibung des biblischen Gebots der Nächstenliebe, das mit dem natürlich begründeten Vernunftrecht konvergiert: „Wie es das erhabene Gesetz des Christentums ist, unseren Nächsten zu lieben, so ist es das erhabene Gebot der Natur, uns selbst nur so zu

lieben, wie wir unseren Nächsten lieben oder, was auf das Gleiche hinauskommt, wie unser Nächster fähig ist, uns zu lieben.“¹⁷

In Ergänzung zu dem grundlegenden Prinzip der Sympathie bzw. des Mitgefühls hob Smith für die Ebene der Gesellschaft, auf der angesichts einer zunehmenden Unüberschaubarkeit der sozialen Beziehungen und der damit schwindenden Sozialkontrolle die Bedeutung der Sympathie in der Regel abnimmt, das Prinzip der Gerechtigkeit hervor. Als entsprechende Kriterien der Gerechtigkeit verstand Smith den Schutz der Schwachen, die Zähmung der Ungestümen und die Züchtigung der Schuldigen, wobei die Beobachtung dieser „Gesetze der Gerechtigkeit durch die Bestrafung derjenigen, die sie verletzen, erzwungen werde.“¹⁸ Dieses Verständnis von strafender Gerechtigkeit (*iustitia civilis*) beschrieb Smith als Grundpfeiler der Gesellschaft, „der das ganze Gebäude stützt.“¹⁹ Die Wohltätigkeit verstand Smith demgegenüber als ergänzendes Prinzip, nicht als Fundament, sondern als „Verzierung“ der Gesellschaftsordnung, so dass eine Gesellschaft ohne Wohltätigkeit zwar „weniger glücklich und harmonisch“²⁰, nicht aber in ihrem Bestand gefährdet wäre.

In seiner Moralphilosophie zeigt sich Smith somit noch weitgehend in Einklang mit der klassischen alteuropäischen Tradition der Moralphilosophie. Den Regeln der Gerechtigkeit auf der Ebene der Gesellschaft sollten Standards der Gerechtigkeit bei den Individuen entsprechen, die von ihm allerdings nicht mehr in der traditionellen Gegenüberstellung von Tugenden und Lastern diskutiert wurden, sondern in der Form der wechselseitigen Kontrolle und Ergänzung der Motive des Selbstinteresses und des Mitgefühls. Smith hat sich dabei von der Intention leiten lassen, eine realistische Anschauung der Natur des Menschen zu vertreten, um diesen nicht durch einen Tugendkatalog zu überfordern, sondern ihn so darzustellen, wie es „der Natur des Menschen gerecht wird.“²¹

Gegenüber dieser dezidiert moralphilosophischen Konzeption lässt sich bei Smith in seinem ökonomischen Werk „Wohlstand der Nationen“ eine interessante Akzentverschiebung in der hier zu diskutierenden Problemstellung ausmachen. Smiths theoretisches Anliegen bestand darin zu zeigen, dass sich Gerechtigkeit im Rahmen eines durch den von „Tauschbeziehungen gestifteten Aktionszusammenhang(s)“²² auf der Grundlage des Prinzips des Selbstinteresses im Wesentlichen durch eine funktionierende Wettbewerbsordnung realisieren lässt. Diese Wettbewerbsordnung hat er als ein funktionales Äquivalent individueller Moralität, sogar als ein wirksames Instrument als diese, interpretiert. In seinem Beweisgang ging Smith vom Gegenteil aus und beschrieb die Situation, dass ein Marktteilnehmer eine Monopolstellung innehat. Aufgrund dieser Machtstellung könnte der Monopolist in der Verfolgung seiner Interessen überhöhte Preise fordern und andere dadurch in seine Abhängigkeit bringen, was letztlich zu einem Sinken der Produktion und zu einer Verringerung des allgemeinen Wohlstandes führen würde. Während monopolistische Strukturen somit ein Übermaß an Selbstinteresse bis hin zur Selbstsucht

ermöglichen und im Ergebnis zu einer Schädigung des Gemeinwohls führen, vermögen faire Wettbewerbssituationen ein gemeinschaftsschädigendes Verhalten am besten zu unterbinden.²³

In ähnlicher Weise findet sich im „Wohlstand der Nationen“ eine Vielzahl von Hinweisen, die belegen, dass eine funktionierende Wettbewerbsordnung der beste Garant für das Erreichen klassischer Zielsetzungen der abendländischen Ethik ist. Sowohl zur Realisierung eines gerechten Preises, zur Stabilisierung eines niedrigen Zinsniveaus, wie auch zur Überwindung oder zumindest weitgehenden Begrenzung der Armut sah Smith in einer funktionierenden Wettbewerbsordnung das wirksamste Instrument.

Im Rahmen der nationalökonomischen Theorie trat bei Smith unter den Bedingungen anonymisierter Sozialbeziehungen, wie sie für wirtschaftliches Handeln typisch sind, an die Stelle des Appells an die individuelle Moralität ein gesellschaftliches Interaktionsmuster, das Gerechtigkeit durch gesellschaftliche Institutionen ermöglichen sollte. Das die traditionelle Kleingruppenstruktur und überschaubare Sozialbeziehungen prägende Ethos individueller Tugenden sollte seinen Wert behalten, würde aber mit der Anonymisierung der Gesellschaft zunehmend an Durchsetzungskraft verlieren, wogegen eine auf der Basis von Vorteilserwartungen begründete Interaktionsordnung, wie die des Wettbewerbs, soziale Stabilität und allgemeine Wohlfahrt am ehesten zu garantieren vermag und unethisches Verhalten wirksamer in die Schranken weist als der individualethische Appell. Auf diese Weise ist im Horizont eines neuen Selbstverständnisses der Ökonomie ein grundlegender Schritt auf dem Weg der Emanzipation von der Ethik formuliert, da in dieser Perspektive wirtschaftliches Handeln auf der Grundlage des Strebens nach dem eigenen Vorteil im Rahmen einer funktionierenden Wettbewerbsordnung – ohne explizit moralische Unterweisungen – zu ethisch erwünschten Resultaten führt. Diesen Gedanken hat Smith anschaulich mit Hilfe der Metapher der „unsichtbaren Hand“²⁴ zu entfalten versucht, wobei im Blick auf die Verwendung dieser Metapher ebenfalls interessante Akzentverschiebungen zwischen den beiden Hauptschriften Smiths festzustellen sind.

Die Metapher der „unsichtbaren Hand“, die in der Wirkungsgeschichte bis in die Gegenwart zumeist als Ausdruck einer Selbstregulierung des Marktmechanismus interpretiert wird, wurde von Smith bereits in der „Theorie der ethischen Gefühle“ eingeführt. Smith wollte zeigen, dass die Bereicherungsbestrebungen der Reichen letztlich allen Gesellschaftsschichten zugute kämen, da auch reiche Grundbesitzer nur einen begrenzten Ertrag konsumieren könnten, durch den allgemeinen Fortschritt jedoch ungewollt „mit den Armen den Ertrag aller Verbesserungen, die sie in ihrer Landwirtschaft einführen“²⁵, teilen würden. Diesen Zusammenhang umschrieb er mit der Metapher der „unsichtbaren Hand“: „Von einer unsichtbaren Hand werden sie (die reichen Grundbesitzer, Verf.) dahin geführt, beinahe die gleiche Verteilung der zum Leben

notwendigen Güter zu verwirklichen, die zustande gekommen wäre, wenn die Erde zu gleichen Teilen unter alle ihre Bewohner verteilt worden wäre; und so fördern sie, ohne es zu beabsichtigen, ja ohne es zu wissen, das Interesse der Gesellschaft und gewähren die Mittel zur Vermehrung der Gattung.“²⁶ Diese Beschreibung ist geistesgeschichtlich vor dem Hintergrund der Vorstellung einer prästabilierten Harmonie der Natur²⁷ und sozialgeschichtlich angesichts relativ stabiler Verhältnisse in der Landwirtschaft Großbritanniens im 18. Jahrhundert zu verstehen. Dennoch ist die von Smith unterstellte Annahme, durch das Wirken der unsichtbaren Hand werde eine „beinahe gleiche Verteilung“ der Güter erreicht, eine empirisch nicht haltbare Idealisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit.

In der Schrift „Wohlstand der Nationen“ hat Smith diese Idealisierung vermieden, indem er das Allgemeinwohl als das Volkseinkommen eines Landes definierte, das dem Tauschwert eines gesamten Jahresertrages entspreche.²⁸ Die Metapher der „unsichtbaren Hand“ wird in dieser Schrift von Smith im Sinn des engen Zusammenhangs zwischen der Steigerung des eigenen Gewinns und dem Anstieg des Volkseinkommens interpretiert: Der eigennützig handelnde ökonomische Akteur „wird in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat.“²⁹ Wie bereits in der „Theorie der ethischen Gefühle“ hat Smith hier erneut den Zusammenhang von individuellem Reichtumsstreben und allgemeiner Wohlstandssteigerung betont, allerdings ist die in der ethischen Schrift noch behauptete „beinahe gleiche Verteilung“ nicht mehr angeführt worden.

Diese Neubeschreibung der Funktionsweise der „unsichtbaren Hand“ ist somit ebenso wie die aufgezeigte Differenz im Blick auf die Würdigung des Selbstinteresses ein weiterer Indikator für die These einer Akzentverschiebung im Vergleich der beiden Werke von Smith.³⁰ Die ethische Dimension der Fragestellung ist hier stärker in den Hintergrund getreten, da im „Wohlstand der Nationen“ die Problematik der Verteilungsgerechtigkeit des Volkseinkommens nicht mehr thematisiert worden ist.³¹ Gerade aufgrund der Vernachlässigung dieser Problematik entzündete sich in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu Smith eine erste scharfe Kritik an der ökonomischen Klassik, indem der französische Ökonom Jean C.S. Sismondi angesichts der Proletarisierung breiter Massen der Bevölkerung auf die Verteilungsproblematik verwies und im Gegensatz zu Smith vehement staatsinterventionistische Maßnahmen einforderte³², ohne mit dieser Überzeugung politisch und wissenschaftlich einen nennenswerten Widerhall zu finden.

Resümierend lässt sich festhalten, dass nach Smith eine Wettbewerbsordnung, die auf der in der „Neigung der menschlichen Natur (...) zum Tausch“³³ verankerten Arbeitsteilung und einer fairen Leistungskonkurrenz beruht, die Grundlage der allgemeinen Wohlstandssteigerung darstellt. Der

Wettbewerb sowie die immer weitergehende Spezialisierung der Arbeitsvorgänge bewirken Produktivitätsfortschritte³⁴, die aufgrund des von Eigennutz gesteuerten Tauschverhaltens letztlich allen zugute kommen.³⁵ In diesem Prozess kommt es aufgrund besonderer Leistungen oder glücklicher Umstände zu einer größeren Akkumulation von Geld in den Händen Einzelner, das nunmehr als Kapital von den Besitzern dazu verwendet werden kann, „arbeit-same Leute zu beschäftigen, denen sie Rohmaterialien und Unterhalt bieten, um einen Gewinn aus dem Verkauf dessen, was deren Arbeit dem Material an Wert hinzugefügt hat“³⁶, zu erzielen. Der durch den Arbeits- und Verwertungsprozess hinzu gewonnene Wert wird sodann in zwei Teile aufgeteilt, den Lohn und den Kapitalgewinn, wobei die jeweilige Höhe der beiden Teile nach Smith vom „zu- oder abnehmenden Wohlstand und Vermögen eines Volkes“³⁷ abhängt. Die Spirale von Kapitaleinsatz, Kapitalverwertung, Kapitalgewinn und erneuter Investition sorgt für wirtschaftliches Wachstum und damit für den „Wohlstand der Nationen“.³⁸

Die hier vorausgesetzte Orientierung am Eigeninteresse und am Gewinnstreben ist nach Smith nur dann problematisch, wenn wegen fehlenden Wettbewerbs ein Marktteilnehmer eine Monopolstellung erringt und auf dieser Basis überhöhte Preise durchzusetzen versucht, was jedoch nach Smith in letzter Konsequenz ein Sinken der allgemeinen Produktivität und damit eine Verringerung des Wohlstandes aller nach sich zieht. Insofern ist sowohl aus ökonomischen wie aus moralischen Gründen der freie Wettbewerb die grundlegende Schutzfunktion gegen gemeinschaftsschädigendes Verhalten.

Die wirtschaftliche Rationalität entwickelt in dieser Perspektive institutionelle Regeln, die unethisches Verhalten in die Schranken weisen, sodass die Institution des Wettbewerbs als funktionales Äquivalent moralischer Appelle verstanden werden kann, welche das Verhalten effektiver in eine gemeinwohlverträgliche Richtung lenkt als die ethischen Appelle der Moralphilosophie. Damit ist ungeachtet der biographischen Verankerung von Smith in der Tradition der klassischen Moralphilosophie innerhalb seines Werkes ein wesentlicher Schritt auf dem Weg der Emanzipation der Wirtschaftswissenschaften aus der Tradition der Moralphilosophie vollzogen.

In ähnlicher Weise wie bei Smith lässt sich die Argumentation für eine Ersetzung der traditionellen Ethik durch funktionale Äquivalente zu Beginn des 19. Jahrhunderts anhand einer Debatte zwischen James Mill und David Ricardo rekonstruieren. Mill bedrängte seinen Freund Ricardo seit 1815 immer energischer als Abgeordneter in das Unterhaus einzuziehen. Während Mill in den Repräsentanten des Unterhauses im Wesentlichen käufliche Abgeordnete sah, die nur ihre eigenen Interessen vertraten, stellte er die Tugendhaftigkeit Ricardos heraus und bat diesen, seine ökonomisch unabhängige und überlegene Stellung zugunsten des Gemeinwohls auch im Parlament zu nutzen.³⁹ In seiner ablehnenden Antwort auf diese Bitte äußerte sich Ricardo auch in grundsätzli-

cher Weise zur Moralität der Parlamentarier bzw. des Parlaments. Er gestand Mill zwar zu, dass ein Großteil der Abgeordneten eigene Interessen verfolgte und auch käuflich sein könnte, billigte der Versammlung als Ganzer jedoch eine deutlich höhere Tugendhaftigkeit zu als Mill. Ricardo begründete dies vor allem damit, dass das Unterhaus unter dem Einfluss der öffentlichen Meinung stünde, „which you will allow is a great security of virtue.“⁴⁰ Entsprechend forderte Ricardo, dass das Parlament durch allgemeine Aufklärung und die öffentliche Meinung strikt zu kontrollieren sei, um die Einzelinteressen dort wirksam zu begrenzen.

In diesem Beispiel kommt der öffentlichen Meinung die Rolle eines funktionalen Äquivalents für moralisches Handeln zu. In ähnlicher Weise wie im Kontext der Smith'schen Kritik ökonomischer Monopolstellungen wird auch hier so argumentiert, dass nicht die individuelle Moralität, sondern gesellschaftliche Ordnungsmuster am besten gemeinschaftsschädigendes Verhalten unterbinden. Dies könne selbst dann erwartet werden, wenn man dezidiert von einer mangelnden individuellen Moralität der Einzelnen ausgehen muss.

Die Zurückdrängung und Überwindung ethischer Argumentationen wird in den wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten von Ricardo noch deutlicher. In seinen Schriften, in denen er eine Vielzahl aktueller geld- und wirtschaftspolitischer Probleme der Zeit aufgriff und dabei die Grundsätze einer Mengentheorie des Geldes erarbeitete, entwickelte Ricardo das Modell einer rationalen Analyse der Interessen gesellschaftlicher Gruppen. Ricardo ging von einem rational die Kosten und Nutzen abwägenden Verhalten der ökonomischen Akteure aus⁴¹ und gelangte auf diese Weise zu wirtschaftspolitischen Empfehlungen. So lehnte er die 1813 nach der im Zusammenhang des englisch-französischen Krieges erfolgten Geldentwertung in England erhobene Forderung nach Schutzzöllen für die britische Getreideproduktion grundsätzlich ab. Ausgehend von einer kritischen Betrachtung der sich aus der Differenzialrente⁴² ergebenden Gewinne der Großgrundbesitzer sah er allein diese als Nutznießer von Schutzzöllen an, da auf diese Weise die Differenzialrenten auch in Zukunft gesichert sein würden. Alle anderen Klassen der Gesellschaft würden demgegenüber Nachteile in Kauf nehmen müssen, da aufgrund hoher Getreidekosten die Löhne steigen müssten, dementsprechend die Kapitalgewinne sinken und eine weitere Kapitalbildung zur wirtschaftlichen Entwicklung unmöglich werden würde.⁴³ Ricardo forderte, ähnlich wie Adam Smith, den Abbau von Schutzzöllen und die Durchsetzung einer Wettbewerbsordnung durch den Freihandel. Das Ziel einer allgemeinen Wohlstandsentwicklung lässt sich nach Ricardo allein durch die Beachtung ökonomischer Funktionszusammenhänge auf der Grundlage von Kosten- und Nutzenanalysen erreichen. Explizit ethische Argumentationen finden sich in seinen ökonomischen Werken nicht, allein das Verhältnis von Angebot und Nachfrage und die sich daraus ergebende Preisbildung bestimmt Ricardos ökonomische Analysen und seine daraus ab-

geleiteten wirtschaftspolitischen Stellungnahmen und Empfehlungen. Der Problemfortschritt gegenüber Smith besteht vor allem darin, dass Ricardo nach den ökonomischen Interessen einzelner gesellschaftlicher Gruppen gefragt und dabei – jenseits der Smith'schen Erwartung einer harmonischen Gesellschaftsentwicklung – Interessenskonflikte in seine Überlegungen einbezogen hat. Dass Ricardo das Interesse einer Sondergruppe – das der Großgrundbesitzer – dem Allgemeinwohl unterordnen konnte, hat er allerdings nicht ethisch, sondern durch den Verweis auf eine stagnierende wirtschaftliche Entwicklung begründet. Demgegenüber finden sich in den ökonomischen Schriften keine Hinweise auf die Tradition der Moralphilosophie, insofern ist bereits bei Ricardo die Abkoppelung der Ökonomie von der Ethik in grundsätzlicher Weise vollzogen.

Es mutet geradezu paradox an, dass derjenige der ökonomischen Klassiker, Thomas R. Malthus, der stärker als Smith und Ricardo ethische Überlegungen in seine ökonomische Theorie zu integrieren versuchte, in scharfer Weise die frühe Armengesetzgebung bekämpft und darüber hinaus eine Legitimation des luxuriösen Lebens der Oberschicht entwickelt hat. Ausgangspunkt der Überlegungen ist das von Malthus postulierte Bevölkerungsgesetz, wonach die Vermehrungskraft der Bevölkerung unbegrenzt größer ist als die Möglichkeit, Nahrungsmittel hervorzubringen.⁴⁴ Angesichts dieser Situation fand Malthus in dem der menschlichen Natur eigentümlichen „Trieb der Selbstliebe“ eine weise Ordnung des Schöpfergottes zur „Erhaltung des Menschengeschlechts“⁴⁵, da aufgrund des Triebes der Selbstliebe jeder Mensch die Pflicht habe, „die eigene Sicherheit und das eigene Glück und die Sicherheit und das Glück derjenigen, die unmittelbar mit ihm verwandt sind“⁴⁶, anzustreben. Aus diesem Grund verdankt die Gesellschaft nach Malthus allen Fortschritt und alle zivilisatorischen Errungenschaften dem „scheinbar engherzigen Prinzip des Selbstinteresses“⁴⁷.

Malthus versuchte darüber hinaus in einem Vergleich des Prinzips des Selbstinteresses mit dem der Nächstenliebe bzw. des Wohlwollens zu zeigen, dass die Selbstliebe besser als das Wohlwollen das Allgemeinwohl förderte, weil die Voraussetzungen für ein gemeinwohlverträgliches Wirken im Sinne des Wohlwollens aufgrund der mangelnden Einsichtsfähigkeit des Menschen nicht gegeben wären: „Das Wohlwollen (...) würde die vollkommenste Erkenntnis der Ursachen und Wirkungen erfordern und kann daher nur das Attribut Gottes sein. Einem so kurzfristigen Wesen, wie der Mensch, würde es nur zu den größten Irrtümern führen und bald den schönen und wohlangebauten Boden der zivilisierten Gesellschaft in ein trauriges Bild voll Mangel und Verwirrung verwandeln.“⁴⁸ Demgegenüber sind durch das Prinzip der Selbstliebe „selbst die Unwissendsten genötigt, das allgemeine Glück zu fördern“⁴⁹, weil das einfache Prinzip des Selbstinteresses zu Selbstverantwortung und damit zur Stabilisierung der Gesellschaft führt. Zwar beurteilte Malthus das Wohlwollen als

das ethisch wertvollere Prinzip, wollte es jedoch nur als Korrektiv gegen ein Übermaß an Selbstliebe sowie gegen die aus der Selbstliebe entstehenden Leiden würdigen. In diesem Sinn sollte durch eine ethische Erziehung versucht werden, den ohnehin „schwächeren Trieb“ des Wohlwollens zu stärken und seine Wirkung in der Gesellschaft zu steigern, allerdings nur, „wenn wir gleichzeitig ständig auf der Hut bleiben, das Übel zu verhindern, das aus seiner falschen Anwendung entstehen kann.“⁵⁰ Formen einer falschen Anwendung des Wohlwollens kritisierte Malthus dort, wo das Wohlwollen dazu führte, die Selbstverantwortung des Einzelnen zu untergraben und damit letztlich eine Senkung des allgemeinen Wohlstandes herbeizuführen. Diese Gefahr sah er vor allem in der Form der staatlichen Armengesetzgebung seiner Zeit, die er entschieden bekämpfte, weil sie die Haltung eines passiven Vertrauens auf Unterstützungsmaßnahmen fördern, auf diese Weise die Leistungsbereitschaft unterminieren und gleichzeitig die von Malthus als problematisch angesehene Tendenz armer Bevölkerungsschichten, ungeachtet der schwierigen Lebensumstände viele Kinder zu haben, stärken würde. Somit waren es im Kern sozialdisziplinierende Gründe, die Malthus zu einem Kritiker der Armengesetzgebung seiner Zeit werden ließen, weil er darin eine falsche Anwendung des Prinzips der Nächstenliebe bzw. des Wohlwollens zu sehen glaubte.⁵¹

Grundlegend für eine stabile wirtschaftliche Entwicklung hielt Malthus demgegenüber eine effektive Nachfrage nach den produzierten Gütern, da diese letztlich die Preise und Gewinne bestimmten.⁵² Da die Arbeiterschaft nicht genügend Kaufkraft für produzierte Güter zur Verfügung hatte, da diese durch das beständige Anwachsen der Arbeiterbevölkerung aufgezehrt wurden, die Unternehmer aufgrund ihres Willens zur Kapitalbildung ebenfalls nur ungern Geld ausgaben, bedeutete der Konsum der Grundbesitzer und anderer Leute mit Vermögen ein notwendiges Mittel, um den ökonomischen Mechanismus in Gang zu halten.⁵³ Mit dieser Argumentation legitimierte Malthus – ganz im Gegensatz zu Ricardo – die Interessen der Grundbesitzer. Die Perspektive der Entwicklung einer Massenkraft, welche eine stetige Nachfrage nach den produzierten Gütern hervorrufen könnte, blieb aufgrund der von ihm unterstellten ehernen Wirkung des Bevölkerungsgesetzes jenseits seiner Vorstellungskraft, hat jedoch in der späteren ökonomischen Theoriebildung, speziell durch Keynes beeinflusst, eine erhebliche Rolle gespielt. Allerdings setzte sich in der Dogmengeschichte der Wirtschaftswissenschaften zunächst Ricardo als „Stammwurzel der Nationalökonomie“⁵⁴ durch, der nachfrageorientierte Ansatz sowie die moralphilosophischen Überlegungen von Malthus spielten in der weiteren Entwicklung während des 19. Jahrhunderts nur eine untergeordnete Rolle.

Die Entwicklung der klassischen Nationalökonomie, für die paradigmatisch die Namen Smith, Ricardo und Malthus stehen, lässt sich trotz der differenzierteren Position von Malthus als Emanzipation der Ökonomik von der Tradi-